

Wolfram Lotz

Die lächerliche Finsternis

Hörspiel

F 1556

deutscher
theater
verlag 

Bestimmungen über das Aufführungsrecht des Stückes

Die lächerliche Finsternis (F 1556)

Dieses Bühnenwerk ist als Manuskript gedruckt und nur für den Vertrieb an Nichtberufsbühnen für deren Aufführungszwecke bestimmt. Nichtberufsbühnen erwerben das Aufführungsrecht aufgrund eines schriftlichen Aufführungsvertrages mit dem Deutschen Theaterverlag, Grabengasse 5, 69469 Weinheim, und durch den Kauf der vom Verlag vorgeschriebenen Rollenbücher sowie die Zahlung einer Gebühr bzw. einer Tantieme.

Diese Bestimmungen gelten auch für Wohltätigkeitsveranstaltungen und Aufführungen in geschlossenen Kreisen ohne Einnahmen.

Unerlaubtes Aufführen, Abschreiben, Vervielfältigen, Fotokopieren oder Verleihen der Rollen ist verboten. Eine Verletzung dieser Bestimmungen verstößt gegen das Urheberrecht und zieht zivil- und strafrechtliche Folgen nach sich.

Über die Aufführungsrechte für Berufsbühnen sowie über alle sonstigen Urheberrechte verfügt der S. Fischer Verlag, Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt/Main

Nach Francis Ford Conrads ‚Herz der Apokalypse‘

ANMERKUNG ZU DER ETWAIGEN UMSETZUNG
DES SKRIPTS AUF EINER THEATERBÜHNE

Da es sich um ein Hörspielskript handelt und nicht um einen originären Theatertext, bedarf es bei einer etwaigen Umsetzung auf einer Bühne einer umfassenden Transformation. Veränderungen in der Dramaturgie, Streichungen, das Einfügen von Fremdtexen o.Ä. in größerem Maße ist daher nicht nur erlaubt, sondern ratsam. In Ankündigungen, Programmen und Ähnlichem ist nicht die Bezeichnung „Stück von“, sondern „Nach einem Hörspieltext von“ zu verwenden, und zwar, weil es so ist.

Viel Spaß.

W. Lotz, 11. April 2013

I. PROLOG DES SOMALISCHEN PIRATEN

Sehr geehrter Herr vorsitzender Richter,
mein Name ist Ultimo Michael Pussi,
und wie Sie wissen und wie ja auch der Deutschen Presse zu entnehmen war
bin ich ein schwarzer Neger aus Somalia.

Der Einfachheit halber spreche ich Deutsch mit Ihnen,
bitte verstehen Sie das, es macht alles ja viel einfacher, wie ich finde.

Zu meiner Person kann ich folgende Angaben machen:

Ich wurde geboren in der Regenzeit, unter einem Baum, dessen Blüten am Morgen
duften wie die Blüten keines anderen Baumes, allerdings am Mittag schon scheu ihre
Kelche verschließen vor den Blicken der Menschen und der Tiere.

Der Name meines Vaters war meistens Kanok, manchmal nannte er sich aber auch
Pulpin, manchmal nannte er sich Thoarde, manchmal hieß er Iltis, je nachdem, mit wem
er sprach. Von Beruf war er einer, der am Stadtrand Mogadischus mit einem Stock im
Sandboden nach Dingen sucht.

Meine Mutter hieß Honija, sie hatte unterschiedliche Berufe erlernt: Das Kochen von
Gegenständen in einem Blechtopf, das Waschen von Wäsche, das Putzen der Dinge, die
man besitzt, das Weinen, wenn man traurig ist, das Singen, wenn man voller Freude ist,
das Programmieren von simplen Excel-Tabellen, das Stupsen von Hunden mit einem
dürren Zweig, wenn sie zu aufdringlich werden, das Geben von Geborgenheit.

Ich nehme zur Kenntnis, dass ich hier vor dem Hamburger Landgericht stehe, angeklagt
der Piraterie. Es ist richtig, dass ich Pirat bin. Auch gestehe ich, die mir vorgeworfene
Tat, den Überfall auf das Frachtschiff MS Taipan, begangen zu haben. Ich habe aber das
Recht, zu erzählen, wie ich zu dieser Tat gekommen bin, denn ich möchte damit an Ihr
Verständnis appellieren für unsere Lage, die uns dazu zwingt, auch wenn unsere
Lebensumstände für einen Mitteleuropäer fremd und völlig unverständlich anmuten
mögen. Dennoch:

Bevor ich der Piraterie nachgegangen bin, habe ich zunächst den Beruf des Fischers
erlernt.

Zu diesem Beruf bin ich gekommen durch meinen besten Freund Tofdau. Tofdau wollte
als Kind schon immer ein Fischer werden. Mir war es als Kind immer ganz gleichgültig
gewesen, was aus mir werden würde. Ich habe als Kind immer gesagt: Es ist mir ganz
gleichgültig, was aus mir werden wird, ihr könnt mir mal alle den Arsch ölen.

Aber abends, wenn wir zu zweit in einer aufgesägten Blechtonne saßen, hinter einer alten Fabrik am Stadtrand von Mogadischu, wo früher, in der Kolonialzeit, Bananen angefertigt wurden, also wenn wir abends in dieser aufgesägten Tonne saßen hinter der Fabrik, dann erzählte mir Tofdau, was er über die Fischerei wusste. Es war nicht viel, aber es war schön und voller Leidenschaft. Und da begann auch ich irgendwann, davon zu träumen, Fischer zu werden, und Tofdau und ich versprachen uns, dass wir gemeinsam Fischer werden würden.

Tofdau sagte: „Wenn man vom Stadtrand auf das Meer hinausblickt, kann man dort draußen viele bunte Schiffe sehen. Es sind englische, holländische, japanische, indische, amerikanische, deutsche und chinesische Schiffe, und sie sind dort, weil das Meer Somalias reich an herrlichem Fisch ist wie der Himmel reich ist an Sternen. Wir müssen nur hinausfahren und uns von diesem Reichtum nehmen.“

Und als es also an der Zeit war, als eine Stärke in unsere Körper gekommen war und uns Haare unter den Armen gewachsen waren,

knüpften Tofdau und ich Netze

und kauften von Geld, das Tofdau von seiner dicken Mutter geerbt hatte,

und von Geld, das er von anderswo bekommen hatte (niemand weiß etwas Genaues darüber),

und von Geld, dass ich durch den Kauf eines kaputten Transistorradios, dessen Reparatur und den anschließenden Weiterkauf im Internet erwirtschaftet hatte,

und von Geld, das ich bekommen hatte für das Bauen einer kleinen Gartenmauer,

und von Geld, das ich verdient hatte durch den Verkauf eines bläulich schimmernden Vogels, den ich mit den Händen gefangen hatte hinter dem Haus des alten Olim,

und von Geld, das ich bekommen hatte durch den Verkauf einer Kassette mit französischer Rap-Musik,

und von Geld, das ich verdient hatte durch das Graben eines kleinen Grabens zwischen zwei anderen von anderen Leuten gegrabenen Gräben zur Bewässerung,

von diesem Geld

kauften wir ein kleines,

verbeultes Boot.

Wir nannten es Hoffnung.

(Wenn es bis hierhin Fragen gibt, dann: nur zu.

Wenn irgendetwas nicht schlüssig erscheinen sollte, dann fragen Sie einfach.

Gut.)

Dann endlich kam unser großer Tag: Wir fuhren in unserem Boot hinaus auf das Meer. Als wir einige Kilometer vom Land entfernt waren, stellte Tofdau den Motor ab und wir lauschten der Stille.

Stille.

Dann umarmten wir uns, lachten und ließen die Netze ins Wasser gleiten. Nach einiger Zeit holten wir die Netze wieder ein. Aber wir trauten unseren Augen kaum: Die Netze waren leer. Da blickten wir hinab in das Meer, und wir sahen, dass auch das Meer ganz leer war. Die englischen, die holländischen, die japanischen, die indischen, die amerikanischen, die deutschen und die chinesischen Fischflotten hatten alle Fische und sonst auch alles herausgefischt. Das Meer war völlig leer, auch keine Alge war mehr drin, kein Plankton mehr, nichts mehr, nicht einmal mehr Wasser war darin. Das Meer war so klar, dass man hindurch blicken konnte, immer weiter hinab, in die Tiefe, nichts mehr, kein Tropfen Wasser und auch sonst nichts mehr, so leer war das Meer, und da, ganz unten, ganz unten in der Tiefe sahen Tofdau und ich den leuchtenden Grund des Meeres, der aber nicht aus Sand war, wie wir immer gedacht hatten, sondern aus Wut, aus unendlicher, ewiger Wut. Da begann Tofdau zu schreien, er brüllte wie ein verletztes Tier und wollte sich hinab stürzen, in diese Leere, aber ich hielt ihn fest und ich umklammerte ihn wie eine Mutter ihr Kind umklammert, wenn die Milizen kommen, ich umklammerte meinen Freund Tofdau, dass er nicht springen konnte, ich umklammerte ihn mit aller Kraft.

Wir fuhren zurück zum Festland, die Nacht war bereits vom Himmel herabgefallen. Tofdau stieg ohne ein Wort zu sagen aus dem Boot und verschwand in der Dunkelheit. Ich wusste weder ein noch aus. Ich verstaute das Boot unter einer Plane und lief durch die nächtliche Stadt, den Kopf voll wirrer Gedanken. Irgendwann kletterte ich in einen Vogelbeerbaum, die Stadt war ganz still in dieser Nacht, nur ab und zu hörte ich das entfernte Feuer einer MG-Stellung, und als die Sonne aufging, fasste ich einen Entschluss. In diesem Vogelbeerbaum sitzend entschied ich mich, ein Diplomstudium der Piraterie an der Hochschule von Mogadischu zu beginnen. Ich beantragte mehrere Förderungen und bekam ein monatliches Stipendium vom Islamistischen Studienwerk Mogadischu, ein kleineres Salär von der Studienstiftung des somalischen Volkes sowie

weitere Zuwendungen von der Stiftung Begabtenförderung berufliche Bildung Ostafrika. Im Grund- und Hauptstudium lernte ich das Entern von historischen sowie zeitgenössischen Schiffen, das heimliche Verfolgen eines Frachters in finsterner Nacht, das In-die-Luft-Schießen-mit-einem-Maschinengewehr aus Freude oder zum Einflößen von Angst, sowie das laute Schreien, um die fremde Besatzung zum Aufgeben zu zwingen. Mein Diplom bestand ich mit einer sehr guten Note.

Ich hatte Tofdau seit der besagten Nacht nicht mehr gesehen, aber nachdem ich mein Diplom auf dem Studentensekretariat abgeholt hatte, machte ich mich nach ihm auf die Suche. Denn in unserer Kultur bedeutet Freundschaft sehr viel (das muss man wissen, wenn man uns begreifen will). Ich googelte Tofdau also und fand schnell heraus, dass er inzwischen als Angestellter in einer Crêperie in einem Armenviertel der Stadt beschäftigt war. Als ich am nächsten Tag dort hinging, stellte sich heraus, dass der Imbiss nichts anderes war als ein Stück Wellblech auf vier Pfosten. Tofdau briet dort im Auftrag des äthiopischen Besitzers Crêpes. Obwohl der Laden in dem Viertel gut zu gehen schien, wirkte Tofdau sehr unglücklich bei der Arbeit. Ich trat auf ihn zu und nahm ihn in die Arme und sagte: „Tofdau, du bist der einzige Mensch, den ich noch auf der Welt habe – ich bin jetzt Pirat, und ich möchte hinausfahren auf das Meer in unserem kleinen Boot. Komm mit mir mit!“ Tofdau traten Tränen in die Augen und er nahm das Crêpe, das er gerade gebraten hatte, beschmierte es mit einer Sellerie-Schmand-Creme, rollte es zusammen und gab es dem hungrigen Kunden – und ohne die Bezahlung abzuwarten, warf er seine Schürze in den Staub und folgte mir, und wir liefen durch die Straßen Mogadischus und sangen, und wir liefen hinab zur Küste, wo unter eine Plane verborgen noch immer unser verbeultes Boot lag, Hoffnung.

Während wir draußen vor der Küste auf Schiffe warteten (wir warteten mehrere Tage und Nächte), erzählte mir Tofdau, was er in der ganzen Zeit gemacht hatte, in der ich mein Studium absolviert hatte. Er sagte:

„Ultimo, mein Freund, zunächst war ich so niedergeschlagen, dass ich nicht in der Lage war, mein Leben erneut in die Hand zu nehmen. Ich lebte in den Tag hinein, ich war sehr depressiv. Aber das Geld wurde bald knapp, und ich habe auf die Schnelle keinen Job finden können. Da habe ich in meiner Not begonnen, mir für Geld von den Leuten Gegenstände in den Arsch stecken zu lassen. Ich habe es bisher niemandem erzählt, Ultimo, du bist der erste, dem ich es erzähle, denn du bist mein Freund. Ich habe mir

einen Deo-Roller hineinstecken lassen, eine Grillwürstchenklemme, einen Funkwecker, ich habe mir eine Nektarine in den Arsch stecken lassen, die Armlehne eines Klappgartenstuhls, eine Anthologie mit isländischer Lyrik, das leere Magazin einer Kalaschnikow, eine Dose Katzenfutter, die Schublade eines Nachtschränkchens und was weiß ich noch alles. Ich habe viel Geld dafür bekommen, glaub mir, man kann viel Geld damit verdienen, aber es ist nicht gut. Ich sage nicht, dass es böse ist, wenn man Gegenstände in den Arsch gesteckt bekommt, es kann schön und richtig sein, wenn man es will. Aber wenn man es nur für Geld tut und man es eigentlich nicht will, ist es nicht gut. Auf Dauer, Ultimo, tötet es den kleinen singenden Vogel, der im Nest unseres Herzens wohnt. Mag sein, dass ich konservativ bin, aber ich sehe das eben so. Nun ja, nach ein paar Monaten habe ich dann den Job in der Crêperie bekommen, ein guter, anständiger Job. Aber man arbeitet den ganzen Tag und man bekommt so wenig Geld dafür, dass man nicht davon leben kann. Was soll man tun, was soll man denn tun in dieser verdammten Welt?“

Da wurde mein Freund Tofdau plötzlich von einem lauten Geräusch unterbrochen, müssen Sie wissen, das klang in etwa so:

Ultimo macht ein hupendes Geräusch mit dem Mund.

Haben Sie's erkannt? Nein? Warten Sie!

Ultimo macht das Geräusch noch mal.

Und? Immer noch nicht? Warten Sie, ich mach's noch mal:

Die Aufnahme einer Schiffshupe wird eingespielt.

Haben Sie's jetzt erkannt? Die Hupe eines Schiffs, es sollte die Hupe eines Schiffs sein! Verstehen Sie! Da war plötzlich ein großes Schiff, und es kam direkt auf unser kleines Boot zu, wir hatten es vor Unachtsamkeit einfach in der Abenddämmerung nicht kommen sehen.

Es war bereits zu spät, um dem Frachter auszuweichen, unsere einzige Chance war, das Schiff zu entern. Ich gebe zu, dass ich nicht sagen kann, ich hätte das Schiff nur geentert, um uns zu retten, ich hatte zugleich den Gedanken, den Frachter zu überfallen, aber es war auch nicht so, dass ich das Schiff nur entern wollte, um es zu überfallen, sondern der Wunsch, das Schiff zu überfallen und uns zu retten, war in diesem Augenblick für mich einfach nicht zu trennen. Verstehen Sie? (Das ist ein sehr wichtiger Punkt!)

Wie gesagt: Als der Frachter uns gerade erreichte, enterten wir ihn. An dieser Stelle muss ich Sie um Verständnis bitten, dass ich den genauen Vorgang nicht schildern kann, das verbietet der Ehrenkodex unter uns somalischen Piraten. Soviel sei aber gesagt: Es ist ein schier unglaubliches und sehr waghalsiges Manöver, das einiges Können erfordert. Und das war es auch, was uns zum Verhängnis wurde: Tofdau, der ja nicht geübt war, stürzte bei dem Manöver in die Fluten. Ich bemerkte es erst, als ich an Deck anlangte: Ich drehte mich um und Tofdau war nicht mehr zu sehen. Ich sah hinab, nur die Trümmer unseres kleinen Bootes wurden von der aufgewühlten See herumgeworfen, aber ich konnte Tofdau nicht sehen. Da füllte sich mein Herz mit Entsetzen, dass ich nicht genug auf meinen Freund aufgepasst hatte, und ich rannte über das Schiff und begann zu schreien: „Ihr müsst das Schiff anhalten!“ Aber niemand antwortete mir, und ich stürmte die Flure entlang und die Treppen hinauf auf diesem gewaltigen Schiff, bis hinauf auf die Brücke, aber es war niemand da, und ich schrie und schrie, so laut ich nur konnte, aber niemand antwortete. Ich stand allein auf der Brücke, inmitten all der Technik, aber weder die Hard- noch die Software waren mir bekannt, wir hatten sie nicht im Studium behandelt (oder ich hatte gefehlt), eine fremde fremde Maschine, und ich wusste nicht, wie das Schiff zu stoppen war. Ich schrie um Hilfe, bis mein Herz ganz taub wurde vor Angst. Und aus meinem Herzen floss die Taubheit hinaus in meinen Körper und ich verlor das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam saß ich mit Handschellen gefesselt alleine an Deck eines holländischen Marinebootes, es war Nacht um mich herum. Wie Sie wissen und wie ich selbst erst später aus den Medien erfahren habe, hatte sich die Besatzung des Frachters in einem Schutzraum versteckt und von dort per Funk um Hilfe gerufen. Daraufhin hat wohl eine Spezialeinheit der holländischen Marine den Frachter geentert und (so stand es zumindest in der Zeitung) die Besatzung befreit, also mich, der ich bewusstlos auf der Brücke lag, gefangengenommen.

Und wie das holländische Marineschnellboot über das Meer fuhr und am nächtlichen Himmel über mir waren Millionen und Abermillionen Sterne, da musste ich an eine Geschichte denken, die meine Großmutter Kröka mir und meinem Freund Tofdau einmal über die Entstehung des Himmels erzählt hatte, als wir noch Kinder waren:

„Am Anfang war alles finster und gar nicht da, und Gott sprach: Diese Finsternis und dieses Nichts sind nicht genug. Und Gott schuf ein großes Maschinengewehr, und er

schuf einen Pick-up, und er schuf eine deutsche Firma, die Leuchtspurmunitie n herstellt, und er montierte das Maschinengewehr auf die Ladefläche des Pick-ups und schoss mit der Leuchtspurmunitie wie ein Irrer in die Finsternis, und so wurde der Himmel geschaffen.“

Und wie ich da saß an Deck des Marinebootes und hinaus auf das Meer und den Himmel blickte, fühlte ich ein gewaltiges Entsetzen in mir, und ich weinte, wie ich noch nie geweint hatte.

Das ist meine Geschichte. Ich bitte Sie, mir zu glauben, ich weiß, dass meine Lebenswirklichkeit für Sie als Mitteleuropäer fremd und unverständlich sein mag, aber ich bitte Sie, mich zu verstehen und mir zu glauben, soweit es Ihnen möglich ist.

Mein Anwalt war so freundlich, einige Beweisstücke zur Untermauerung meiner Geschichte aus meiner Heimat hierherbringen zu lassen, wofür ich ihm sehr danke, und die ich Ihnen kurz zeigen möchte.

Zum einen die große Eingangstür der Hochschule Mogadischu, an der ich Piraterie studiert habe. Sehen Sie hier:

Die Aufnahme einer quietschenden Tür ist zu hören.

Außerdem habe ich hier den Küstenabschnitt, an dem unser Boot Hoffnung unter der Plane lagerte. Sehen Sie:

Eine Aufnahme von kreischenden Möwen und Brandung ist zu hören.

Und hier ist die Straße, in der ich aufgewachsen bin in Mogadischu:

Hupende Autos, fremde Stimmen, knatternde Mopeds etc. sind zu hören.

Ich weiß, dass die Beweise lächerlich wirken mögen, aber ich habe keine anderen. Ich weiß auch, dass meine Geschichte vielleicht lächerlich erscheinen mag, weil alles fremdartig und sonderbar auf Sie wirkt, aber ich bitte Sie um Ihr Verständnis. Ich bitte Sie um Ihr Verständnis!

Es ist meine einzige Chance.

II. DIE FAHRT AUF DEM FLUSS

1.

Mein Name ist Oliver Pellner, ich bin Hauptfeldwebel der Bundeswehr. Mein Auftrag war es, Oberstleutnant Karl Deutinger ausfindig zu machen, damit er liquidiert werden konnte. Deutinger war Teil einer dreiköpfigen Spezialeinheit gewesen, die eineinhalb Jahre zuvor in den Wäldern im Osten des Landes in geheimer Mission unterwegs war. Das Unternehmen war allerdings nicht zum Abschluss gekommen, da Deutinger, so entnahm ich es den mir ausgehändigten Unterlagen, im Wahnsinn seine beiden Kameraden Ingo Petrov und Matthias Wenske umgebracht hatte. Meine Aufgabe war es nun, Deutinger im Zielgebiet ausfindig zu machen und seinen genauen Aufenthaltsort für einen Luftschlag an das Einsatzzentrum weiterzugeben.

Zu diesem Zweck sollte ich mit einem Patrouillenboot den Hindukusch hochfahren bis ins Zielgebiet. Hier sagen die Leute: „Der Hindukusch ist doch kein Fluss, das ist ein Gebirge.“ Die Leute sehen was im Fernsehen und glauben es einfach und meinen dann zu wissen, dass der Hindukusch ein Gebirge ist. Ich aber war da, ich bin den Hindukusch hochgefahren. Es ist ein dunkler, langsam fließender Strom. Ich bin ihn hochgefahren auf der Suche nach Oberstleutnant Deutinger, hinein in die Regenwälder Afghanistans, begleitet nur von dem Unteroffizier Stefan Dorsch, der unser Patrouillenboot steuerte. Am besten sagt Stefan Dorsch kurz selbst was zu seiner Person.

STEFAN DORSCH Was soll ich denn sagen, Herr Hauptfeldwebel?

PELLNER Na, zum Beispiel, dass Sie aus Ostdeutschland sind.

STEFAN DORSCH Okay. Also ich komme aus Ostdeutschland, aus Bernburg in Sachsen-Anhalt.

PELLNER Und etwas zu Ihrer beruflichen Qualifikation?

STEFAN DORSCH Ich habe Soziale Arbeit studiert.

PELLNER Sie müssen noch dazusagen, dass Sie aber keinen Abschluss gemacht haben.

STEFAN DORSCH Ja, ohne Abschluss.

PELLNER Und sagen Sie kurz, wie Sie zur Bundeswehr gekommen sind.

STEFAN Was meinen Sie jetzt genau?

PELLNER Die Sache mit der schlechten Situation, da wo Sie herkommen.

STEFAN DORSCH Ja, also ich bin zur Bundeswehr gekommen, weil ich nach meinem Studium keinen Job gefunden habe. Da habe ich mich verpflichten lassen. Es war schon klar, dass ich dann auch ins Kriegsgebiet muss, aber ich dachte, es ist immer noch besser, als arbeitslos zu sein.

PELLNER Genau. Aber ganz so ohne Weiteres haben Sie sich ja nicht verpflichten lassen. Sie hatten ja Zweifel aufgrund Ihrer privaten Situation.

STEFAN DORSCH Ja, gut, das stimmt.

PELLNER Das sollten Sie noch kurz sagen!

STEFAN DORSCH Ja?

PELLNER Ja, nur wenn Sie wollen!

STEFAN DORSCH Also gut, okay.

Ich hatte erst eine Freundin bisher, und wir waren auch nur eineinhalb Monate zusammen. Das ist jetzt auch vier Jahre her. Ich bin ja inzwischen 31, und natürlich war das auch so eine Sache, dass ich dachte: Wenn ich mich verpflichten lasse und in Einsätze im Ausland muss, macht es das ja fast unmöglich, jemanden zu finden. Und dabei ist das ja das Wichtigste, dass man jemanden hat. Auch Sexualität natürlich, klar.

Das fehlt mir.

Pause.

Soll ich sonst noch was zu mir sagen?

PELLNER Nein, danke, das reicht erstmal.

STEFAN DORSCH Aber ich hätte noch ein Frage, Herr Hauptfeldwebel.

PELLNER Ja?

STEFAN DORSCH Ich fahre Sie den Fluss hinauf, soviel weiß ich ja, aber was genau ist unser Auftrag?

Ach, diese Fragen! Ich durfte es ihm ja nicht sagen, der Auftrag unterlag strengster Geheimhaltung. *Pause.* Ich tat einfach so, als hätte ich ihn gar nicht gehört.

2.

Einige Tage nach unserem Aufbruch erreichten wir wie geplant die letzte richtige Station vor Beginn der völligen Wildnis. Das Camp wurde von italienischen Blauhelmsoldaten betrieben. Man musste uns schon von Weitem gesehen haben, denn der Kommandeur, ein gewisser Lodetti, war hinunter zur Anlegestelle herabgekommen, um uns zu empfangen.

Lodetti führte uns hinauf zum Camp. Auf dem Abhang lungerten mehrere Dutzend Eingeborene herum, einige lagen unter einem Baum und schliefen, anderen saßen um ein Feuer, über dem sie eine Schlange brieten, wieder andere saßen hinter einem Felsvorsprung und spielten stumm eine Art Würfelspiel in der Mittagshitze. Sie alle schienen uns nicht sonderlich zu beachten.

Was machen diese Leute hier?, fragte ich.

Lodetti antwortete in etwa folgendermaßen:

LODETTI Es sind Erntearbeiter. Sie verbringen hier ihre Mittagspause. Hier sind sie sicher vor den Übergriffen der Taliban.

PELLNER Warum verbringen sie ihre Mittagspause hier auf dem steilen Abhang?

LODETTI Ach, hören Sie bloß auf! Sie waren ja erst immer im Camp, aber es ging einfach nicht.

STEFAN DORSCH Was war denn das Problem?

LODETTI Diese Eingeborenen... wie soll ich das sagen... Diese Leute sind ja völlig unzivilisiert. Das Problem war die Toilettenbenutzung. Wir haben lange versucht, ihnen beizubringen, dass sie sich beim Pinkeln hinsetzen, aber es gab immer mal wieder einen unter ihnen, der das einfach nicht gemacht hat. Immer wieder waren kleine Spritzer auf der Klobrille und so. Zweimal waren sogar Spuren in der Schüssel, weil sie offenbar auch die Klobürste nicht benutzt hatten. Es ging einfach nicht mehr. Es war aber auch keine Lösung, sie stattdessen irgendwo hinter das Camp machen zu lassen, bei diesem heißen Klima fängt das sofort an zu stinken. Irgendwann hatte ich die Idee, dass sie einfach ihre Mittagspause auf dem Abhang am Fluss verbringen können. Das ist zwar nicht optimal,

aber sie sind dort noch immer durch unser Camp geschützt, und vor allem können sie einfach in den Fluss machen, was sich letztlich als die beste Lösung herausgestellt hat. Und es geht ja wirklich nur um die Mittagspause, abends gehen sie zurück auf ihre Dörfer.

PELLNER Was arbeiten diese Leute denn hier?

LODETTI Sie ernten in den Wäldern das Coltan, man ist ja in diesem Land weit davon entfernt, vernünftigen Anbau zu betreiben. Coltan wird für die Herstellung von Mobiltelefonen verwendet, europäische Firmen zahlen gutes Geld dafür, und wenn wir die Ernte nicht überwachen würden, würden sich die Taliban die Gewinne unter den Nagel reißen.

STEFAN DORSCH Das heißt, die Station wurde deswegen hier gebaut?

LODETTI Ja, warum auch sonst sollte man auf die Idee kommen, hier in dieser Wildnis eine Station zu bauen. Wir sitzen hier, wir sind völlig abgeschnitten von allem. Wir versuchen seit Monaten, hier Internet zu bekommen, aber es ist einfach nicht möglich, Fernsehen schon gar nicht. Können Sie sich das vorstellen? Wir sitzen hier mitten im Kriegsgebiet, aber wir bekommen nichts davon mit, weil wir hier weder Fernsehen noch Internet haben. Ab und zu werden wir aus den Wäldern mit Granaten beschossen und es gibt immer wieder Angriffe von einzelnen Einheiten, aber mehr bekommen wir vom Krieg nicht mit, das muss man sich mal vorstellen, es gibt hier einfach kein Internet in diesem dreckigen Nest.

Lodetti führte uns zu seinem Container, wo er uns zum Essen einlud. Ich weiß nicht mehr, was es gab, jedenfalls klang es so: *Das leise Klappern von Besteck.*

Irgendwann, während des Essens, sagte Lodetti:

LODETTI Es ist meine Verpflichtung, Sie vor der Weiterfahrt zu warnen. Diese Wildnis da draußen ist das blanke Entsetzen. Abgesehen von einer kleinen Mission flussaufwärts ist das hier die letzte richtige Station. Da draußen in dieser Wildnis herrscht der Irrsinn, man wird da auf Dauer verrückt. Die Wildnis hat auch diesen Deutschen verrückt gemacht.

PELLNER Von welchem Deutschen sprechen Sie?

LODETTI Da sitzt irgendwo ein Deutscher in den Wäldern, man konnte

ihn hier über Funk hören. Ich habe das nie gehört. Aber unser Funker hat das immer wieder empfangen, es muss entsetzliches Zeug gewesen sein. Zunächst ist unser Funker immer seltsamer geworden, saß eben auch nachts am Funkgerät, hat sich abgekapselt. Wir haben uns nichts dabei gedacht, das passiert manchmal hier, dass man eben nicht gut drauf ist, das legt sich dann irgendwann schon wieder. Aber unser Funker ist irgendwann durchgedreht, er hat drei seiner Kameraden mit einem Gartenstuhl getötet, bevor wir ihn erschossen haben. Es war schrecklich.

PELLNER Warum genau hat er das getan?

LODETTI Keine Ahnung. Wir wissen es nicht. Ich habe nach dem Vorfall die Funkanlage unbrauchbar machen lassen, zur Sicherheit. Natürlich ist das ein Problem, weil wir immer noch kein Internet haben, aber ich trage hier als Kommandeur letztlich die Verantwortung.

Im Camp wurde es langsam laut. Die Mittagspause schien vorbei zu sein. Vor dem Fenster zogen die Arbeiter vorbei, begleitet von einigen schwer bewaffneten Soldaten. *„Avanti! Avanti!“-Rufe.*

Jeder Eingeborene trug einen leeren Kunststoffbeutel über der Schulter und hatte ein Werkzeug dabei, das eine Mischung aus Greifklemme und Heckenschere zu sein schien. Erst jetzt bemerkte ich, dass vielen Arbeitern einzelne Körperteile fehlten: Einem fehlte ein Ohr, einem anderen ein Arm und die Nase, wieder einem anderen eine Hand, einem fehlten beide Augen und ein Ohr, einem fehlten an einer Hand sämtliche Finger außer dem Daumen, einem anderen fehlte ein Bein, das nur notdürftig durch ein Ofenrohr aus Blech ersetzt worden war. Die Arbeiter machten aber trotz allem einen heiteren Eindruck. Einmal mehr kam mir der Gedanke, dass diese Wilden möglicherweise glücklicher waren als wir Zivilisierten, dass wir, obwohl wir alles hatten, was wir brauchten, unglücklicher waren als diese Versehrten, dass das Glück nichts damit zu tun hatte, ob einem ein Körperteil fehlte oder nicht.

Lodetti war teilnahmslos sitzen geblieben, ganz mit seinem Essen beschäftigt. Irgendwann seufzte er. Dann begann er, ohne jeden Zusammenhang, folgende Geschichte zu erzählen:

LODETTI Ich bin in einem kleinen Bergdorf in den Dolomiten aufgewachsen, zweihundertfünfzig Einwohner vielleicht. Und als ich ein

Kind war, so fünf, sechs, das war Anfang der Siebziger, da gab es da in dem Dorf noch eine ziemlich ausgeprägte Clubszene. Und wir Kinder sind nach dem Abendessen immer noch tanzen gegangen, das war eine verrückte Zeit. Wir haben da auch viele Drogen genommen, viel synthetisches Zeug. Eines Abends habe ich da in einem Club ein Mädchen getroffen, das ich da noch nie zuvor gesehen hatte, die war so alt wie ich, also so fünf oder sechs, und ich habe sie auf Anhieb irgendwie total gemocht. Und wir haben uns auch gleich wahnsinnig gut verstanden. Das Mädchen hieß Marina. Ich hatte an dem Abend Pillen dabei, heftiges Zeug, und das haben wir zusammen eingeworfen und sind total abgetanzt, und es war wirklich wunderschön. Aber irgendwann war natürlich die Party vorbei, und als wir nach Hause gehen sollten, da habe ich plötzlich etwas gefühlt, was ich bis dahin noch nie gefühlt hatte: Ich wollte mit Marina nach Hause gehen und mit ihr vögeln. Das war für mich total verstörend, weil ich war ja ein Kind von fünf oder sechs Jahren, und ich konnte das gefühlsmäßig nicht einordnen. Und Marina war auch völlig davon überfordert: Die hat gesagt, ich sei völlig zgedrogt und solle erstmal wieder runterkommen, wir könnten ja nicht einfach vögeln, wir seien ja noch Kinder. Aber ich habe sie inständig gebeten, mit mir in mein Kinderzimmer zu kommen, aber Marina wollte nicht und irgendwann ist sie einfach abgehauen und hat mich stehen lassen. Ich war so verzweifelt in dem Moment, wie ich da alleine stand zwischen den Holzhäusern in unserem Dorf und die Sonne ging bereits auf, dass ich einfach losgeheult habe, dass mir der Rotz und die Tränen bis in meinen Pullover hinein gelaufen sind. Ich hab so flennen müssen, und in dem Augenblick habe ich begriffen, dass mir die scheiß Drogen meine Kindheit versaut hatten.

Lodetti schwieg. Er war für einen Moment sichtlich bewegt. Stefan Dorsch blickte mich fragend an, er verstand auch nicht, was Lodetti uns mit dieser Geschichte sagen wollte. Dann wandte sich Lodetti wieder seinem Essen zu, für ihn schien die Sache damit erledigt zu sein.

Nach dem Essen ging Stefan Dorsch zur Anlegestelle, um das Boot zu betanken und mit

Proviand zu beladen. Lodetti und ich blieben noch ein wenig sitzen und tranken einen Espresso und plauderten. Lodetti erzählte mir, er habe den elften September vor einem Fernseher in einer Ferienwohnung am Comer See erlebt, und habe sich damals nicht vorstellen können, was darauf alles folgen würde.

LODETTI Ich habe den elften September vor einem Fernseher in einer Ferienwohnung am Comer See erlebt und konnte mir damals nicht vorstellen, was darauf mal alles folgen würde.

Und dann erzählte er, dass es einmal durch das Dach des Containers reingeregnet habe und die Stereoanlage dabei kaputtgegangen sei.

LODETTI Einmal hat es durch das Dach des Containers reingeregnet und die Stereoanlage ist dabei kaputtgegangen.

Außerdem erzählte Lodetti, dass er gerne Korbmöbel möge.

LODETTI Ich mag gerne Korbmöbel.

Lodetti bestand darauf, mich noch hinab zur Anlegestelle zu begleiten, um uns zu verabschieden:

LODETTI Ich bestehe darauf, Sie noch zur Anlegestelle zu begleiten, um Sie zu verabschieden.

Schritte im Gras.

Auf dem Weg hinab zum Fluss blieb Lodetti plötzlich auf dem schmalen Pfad stehen:

LODETTI Diese gottverdammten Wilden, dieses gottverdammte unzivilisierte Gesindel, dieses...

Lodetti hatte sich gebückt und aus dem Gras ein zusammengeknülltes Zellophanpapier eines Schokoriegels aufgehoben.

LODETTI Das ist doch nicht zu glauben! Und da – sehen Sie sich das mal an!

Lodetti rannte ein paar Schritte vor und hob den Stummel einer Zigarette auf, der zwischen den Gräsern lag.

LODETTI *Hysterisch.* Wie oft habe ich diesen Leuten gesagt, dass sie ihren Müll in den Fluss werfen sollen, und nicht auf die Wiese, diese Barbaren, die begreifen es einfach nicht! Die begreifen es einfach nicht! Das ist doch ein Irrsinn! Das ist doch ein Irrsinn!

Wir versinken hier noch alle in der Wildnis! Wir werden hier alle in der

Wildnis untergehen! So kann man sich doch nicht benehmen! Das ist doch ein Irrsinn! Das ist doch der totale Irrsinn!

Lodetti hatte einen roten Kopf bekommen, er schien um Fassung zu ringen. Kopfschüttelnd stapfte er voran, den Hang hinab. Erst als wir an der Anlegestelle angekommen waren, schien sich Lodetti einigermaßen beruhigt zu haben.

LODETTI Machen Sie's gut, passen Sie auf sich auf, fahren Sie vorsichtig, machen Sie's gut, es ist ein Irrsinn, ein Irrsinn ist es.

Unser Boot setzte sich in Bewegung. Lodetti stand an der Anlegestelle, er winkte uns mit der einen Hand hinterher, in der anderen hielt er immer noch das Zellophanpapier und den Zigarettenstummel. Wir entfernten uns, Lodetti wurde immer kleiner, bis er nicht mehr zu erkennen war, aber ich konnte sehen, dass da irgendwas immer noch winkte. Ich beschloss, einfach nicht mehr hinzusehen. Vor uns war jetzt nur noch der Fluss und ringsherum die finsternen, unendlichen Wälder.

3.

STEFAN DORSCH Das Wasser teilt sich so schön am Bug.
Sagte Dings, sagte Stefan Dorsch irgendwann.

Längere Pause.

PELLNER Was bitte?

STEFAN DORSCH Das Wasser teilt sich so schön am Bug.

Pause.

PELLNER Aha.

Pause.

Soso.

Pause.

Und warum sagen Sie das?

STEFAN DORSCH Nur so...

PELLNER Nur so?

STEFAN DORSCH Ich hatte es gerade gesehen. Da habe ich es einfach
gesagt.

Pause.

PELLNER Okay...

Pause.

Führen Sie öfter Selbstgespräche?

Pause.

STEFAN DORSCH Nein, eigentlich nicht.

PELLNER Aha?

STEFAN DORSCH Ich habe eigentlich gar kein Selbstgespräch geführt.

PELLNER Sondern?

STEFAN DORSCH Ich – ich habe das eigentlich zu Ihnen gesagt.

PELLNER Sie haben zu mir gesagt, dass sich das Wasser schön am Bug
teilt?

Pause.

STEFAN DORSCH Ja.

Pause.

PELLNER Soso.

Pause.

Warum das denn?

STEFAN DORSCH Ich weiß nicht.

Betretene Stille.

PELLNER Aha?

STEFAN DORSCH Naja, ich habe es wahrscheinlich gesagt, um...

PELLNER Um?

STEFAN DORSCH Um mit Ihnen irgendwie ins Gespräch zu kommen.

Pause.

PELLNER Um mit mir ins Gespräch zu kommen?

Pause.

STEFAN DORSCH Naja... Ja.

PELLNER Aha.

Pause.

STEFAN DORSCH Ja, doch...

PELLNER Okay...

STEFAN DORSCH Ich dachte, wenn wir zusammen diesen Fluss hier hochfahren, dann...

PELLNER Ja?

STEFAN DORSCH Dann ist das ja auch eine Gelegenheit, sich...

PELLNER Sich?

STEFAN DORSCH Naja, sich zu unterhalten.

PELLNER Hm.

STEFAN DORSCH Oder?

PELLNER Ja, warum nicht...

Pause.

STEFAN DORSCH Ich würde mich freuen.

Pause.

PELLNER Soso.

Betretene Stille.

STEFAN DORSCH Ich bin nicht sehr geschickt in solchen Dingen, ich

weiß.

Pause.

Aber irgendwie muss man doch beginnen.

PELLNER Ja, naja, klar.

Pause.

Was sollte ich denn dazu sagen? Nichts, natürlich.

Sicherlich, er meinte es bestimmt ehrlich, aber wie er es vorbrachte – nein, so ging das irgendwie nicht.

Stefan Dorsch sah mich seltsam an, fragend vielleicht, oder verunsichert oder so, ich weiß auch nicht, tut mir leid, dass man es jetzt nicht sehen kann, man kann ja alles nur hören hier. Und zu hören gab es halt nichts, gerade, na gut, fast nichts, nur das Rauschen des Flusses natürlich.

Pause.

Okay, hier also das Rauschen des Flusses:

Das Rauschen des Flusses.

4.

Diese schrecklichen Wälder umgaben den Fluss, sie umgaben uns, wie gewaltige schlafende Körper. Wir fuhren den Fluss hinauf, aber unsere Blicke glitten ab an den Wäldern, an dieser fransigen Dunkelheit. Wo waren wir? Auf den Geräten konnten wir ablesen, dass wir uns bewegten, aber die Wälder um uns blieben unverändert, unsere Blicke fanden keinen Halt, sie glitten über die bewaldeten Ufer, über die Oberfläche des Flusses, auf der ein Punkt schwamm, da war ein Punkt auf der Oberfläche des Flusses, ein Punkt, der sich näherte, irgendetwas näherte sich da. Verdammt, irgendwas nähert sich da!

Es dauerte aber noch eine ganze Weile.

Sehr lange Pause.

Ja, erst nach einer ganzen Weile konnten wir erkennen, dass es ein Eingeborener in einem Kanu war. Er rief immer wieder:

STOJKOVIĆ Nicht schießen, nicht schießen, rief ich, bitte nicht schießen, ich bin unbewaffnet! Bitte tun Sie mir nichts! Bitte!

PELLNER Wie heißen Sie?

STOJKOVIĆ Ich heiße Bojan Stojković.

PELLNER Und was machen Sie hier?

STOJKOVIĆ Ich bin Händler.

PELLNER Mit was handeln Sie?

STOJKOVIĆ Ach, ganz unterschiedlich. Ich handele zum Beispiel mit Joghurt, Spirellinudeln, mit Toastbrot, Böhnchen, Puddingpulver, lactosefreiem Ziegenkäse, mit Streichhölzern, Luftmatratzen, Zahnseide und Lauch, mit Muscheln, Investmentfonds, Hunden, Papayas, Kastanienmännchen und Spannbetttüchern, Kleintierstreu, mit Playstationspielen, Glasperlen, Knusperriegeln, Loungemusic-CDs und Schnürsenkeln, mit Dingen des täglichen Gebrauchs eben.

PELLNER Und wo wohnen Sie?

STOJKOVIĆ Hier wohne ich, hier in diesem Kanu.

STEFAN DORSCH Haben Sie denn keine Hütte irgendwo?

STOJKOVIĆ Nein, ich hatte mal ein Haus, aber es wurde zerstört.

STEFAN DORSCH Durch den Krieg?

STOJKOVIĆ Es war im Krieg, ja, aber es war meine Schuld.

PELLNER Ihre Schuld?

STOJKOVIĆ Es ist schon so lange her, das war Ende der Neunziger Jahre. Meine Frau und mein Sohn sind dabei umgekommen.

STEFAN DORSCH Was ist denn passiert?

STOJKOVIĆ Ich hatte mir in den Neunzigern von Erspartem ein Häuschen gekauft und hergerichtet für meine Familie. Nicht hier in den Wäldern, sondern einige Kilometer den Fluss hinab in einem Dorf, Novi Očaj, da haben wir gewohnt, ich und meine Frau Sanja und Milo, mein knapp zwei Jahre alter Sohn. Es war nur ein sehr einfaches Haus. Hinten auf der kleinen Terrasse wollte ich unbedingt eine Markise haben, damit man da auch sitzen kann, wenn es sehr heiß ist. Ich habe mich deswegen sehr mit meiner Frau Sanja gestritten, weil sie meinte, man habe heutzutage, also damals, als das Gespräch eben stattfand, keine Markisen mehr, das sei früher, in den Achtzigern mal chic gewesen, aber inzwischen sei das total out. Natürlich hatte sie recht, ich wusste ja auch, dass Markisen total out sind! Aber so eine Markise hatte in meiner Vorstellung immer zu einem eigenen Haus dazugehört, und deshalb wollte ich sie haben, auch wenn das total out war. Ich war so schrecklich stur. Ich habe einfach nicht nachgegeben.

PELLNER Was hat denn die blöde Markise mit dem Tod Ihrer Familie zu tun!

STOJKOVIĆ Das wollte ich ja erklären, ich muss nur... Also: Neben unserer Siedlung war eben diese Tankanlage von ‚Naftna industrija‘, so ein Treibstofflager, das die Taliban damals auch für militärische Zwecke nutzten. Die Nato griff das aus der Luft an, an einem Mittwoch im Frühjahr '99. Ein Nato-Bomber warf da eine Bombe drauf ab, eine Präzisionsbombe, damit sonst niemand zu Schaden kommt, und diese Bomben sind unglaublich exakt, sie traf wohl auf den Meter genau das vorgesehene Ziel. Die ganze Tankanlage explodierte dadurch sofort, es gab einige heftige Detonationen, und es brannte lichterloh. Es gab

Funkenflug, und die Markise an unserem Haus, das ja in der Nähe stand, fing irgendwie Feuer, und dann griff das Feuer von da auf das Haus über. Meine Frau war mit Milo nach der Explosion aus Angst in den Keller geflohen, und sie hat deshalb zu spät gemerkt, dass das Haus zu brennen begonnen hatte. Meine Frau saß mit Milo im Keller, und das Haus brannte, und als ich die Explosion gehört hatte, da war ich aus der Autowerkstatt, in der ich damals arbeitete, da war ich durch das Dorf gerannt nach Hause, aber es brannte schon alles, das ganze Haus, und ich konnte nichts mehr tun, als ich da ankam stand das Haus in Flammen und ich hörte, wie meine Frau schrie im Keller und mein Sohn, wie Milo schrie in den Flammen, und ich konnte nichts tun, ich konnte nur da stehen und nichts tun bis sie verbrannt waren.

Stille.

STEFAN DORSCH Aber das war doch nicht Ihre Schuld.

STOJKOVIĆ Doch.

STEFAN DORSCH Aber Ihre Frau und Ihr Sohn sind doch nicht durch Sie umgekommen!

STOJKOVIĆ Das ist nett, dass Sie das so sehen wollen, ich wollte das jahrelang auch so sehen, aber es stimmt nicht. Meine Nachbarn sind ja auch nicht gestorben, obwohl Krieg war, und es war ja immer Krieg. Nur meine Familie ist verbrannt, weil wir an unserem Haus die Markise hatten. Weil ich unbedingt diese Markise haben musste.

STEFAN DORSCH Aber das stimmt doch nicht! Das lag doch an der Bombe! Sie sind doch durch die Bombe umgekommen!

STOJKOVIĆ Aber die Bombe hat unser Haus doch gar nicht getroffen. Die Bombe hat ihr Ziel auf den Millimeter genau getroffen, es war eine Präzisionsbombe. Unser Haus hat Feuer gefangen wegen der Markise. Hätte ich nicht diese Markise angebracht, wäre unser Haus verschont geblieben wie alle anderen Häuser des Dorfes auch.

STEFAN DORSCH Aber das ist doch nicht wahr!

STOJKOVIĆ Sie wollen mich trösten, aber ich bin nicht zu trösten. Ich weiß, dass Sie es gut meinen, aber Sie wissen nicht, wie lange ich

darüber nachgedacht habe.

STEFAN DORSCH Aber ich sehe es einfach nicht so!

STOJKOVIĆ Sie wollen es nicht so sehen, weil Sie mir helfen wollen, aber Sie können mir so nicht helfen. Mir ist in dieser Sache nicht mehr zu helfen.

Pause.

Sie können mir aber anders helfen. Sie können mir helfen, indem Sie etwas kaufen.

PELLNER Danke, wir brauchen nichts, wir haben alles!

STEFAN DORSCH Das stimmt, aber vielleicht könnten wir trotzdem etwas bei ihm kaufen?

PELLNER Kommt gar nicht in Frage! Wir wissen ja nicht mal, ob das, was er uns erzählt, überhaupt so war!

Mag sein, dass meine Aussage sehr hartherzig wirkte, aber wir wussten es ja wirklich nicht! Und auch wenn die Geschichte wahr gewesen sein sollte, so war deshalb noch lange nicht einzusehen, wieso wir deswegen nun sein Zeug kaufen sollten!

Kurz betretene Stille.

STOJKOVIĆ Okay. *Pause.* Ich verstehe, dass es auf den ersten Blick seltsam wirkt, dass der Tod meines Sohnes und meiner Frau von mir dazu benutzt wird, meine Sachen zu verkaufen. Ich weiß, dass man das eigentlich nicht tun sollte.

Pause.

Im nächsten Augenblick will ich es aber nicht einsehen: Ich habe diesen Verlust ja erlitten, ich habe einen Schmerz erlitten, auch wenn ich daran Schuld trage.

Es lässt sich aber nicht mehr rückgängig machen. Milo und Sanja sind fort, für immer. Aber ich bin noch da, und ich muss leben. Wird der Verlust dadurch entweicht, dass er mir hilft, ein Auskommen zu finden und am Leben zu bleiben? Wie soll ich mich denn sonst ernähren?

Das konnte ich nicht direkt beantworten. Aber mich beschlich das Gefühl, dass das alles auch nur ein Vorwand war, uns in ein Gespräch zu verwickeln, um uns am Ende doch noch was zu verkaufen.

STOJKOVIĆ Das ist nicht fair. Das unterstellen Sie mir einfach. Ich hindere Sie nicht daran, einfach weiterzufahren, niemand muss etwas kaufen.

Genau das taten wir. Wir entschlossen uns also, weiterzufahren.

STOJKOVIĆ Ja, bitteschön. Dann tun Sie das eben.

Wir fahren also weiter, der Händler entfernte sich flussabwärts, bis er nur noch ein winziger Punkt war.

STOJKOVIĆ Ein winziger Punkt. Jaja.

Dann verschwand er völlig. Aus der Sicht – und aus unseren Gedanken.

5.

Eineinhalb Wochen vor Beginn unserer Mission hatte mir ein Kriegsberichterstatter eine grausige Geschichte erzählt: In einem Dorf in den Wäldern habe er gesehen, wie einige Wilde vor seinen Augen einen arglosen Vogel erwürgt hätten. Dann hätten sie dem toten Vogel die Federn aus der Haut gerissen, bis sein Körper ganz wund und nackt gewesen sei. Zum Entsetzen des Beobachters hätten die Wilden es aber nicht dabei belassen, sondern den gemarterten Leichnam danach in einem Feuer angebrannt, um ihn dann, so versicherte mir der Journalist noch immer geschockt, zu zerreißen und zu verschlingen.

Auch zuvor hatte es im Feldlager immer wieder Gerüchte gegeben, dass es sich bei einigen der Eingeborenen um Tierfresser handeln könnte, aber man musste mit diesen Dingen vorsichtig sein, schließlich erzählte man in Kundus über diese Leute die abstrusesten Horrorgeschichten. So hörte man immer wieder das Gerücht, die Eingeborenen hätten ein Flussschwein umgebracht, ihm die Gedärme rausgerissen, das arme Geschöpf zerhackt, um es dann, wie zum Hohn, in seine eigenen rausgerissenen Gedärme zu füllen. Dann habe man diese Schläuche angebrannt und verschlungen.

Pause.

Aber auch, wenn diese Geschichte gänzlich der Fantasie entsprungen war, so erzählte sie doch etwas: Sie erzählte von der Wildnis, von der Grausamkeit der Natur.

Und vor dieser Grausamkeit, wie auch immer sie sich uns letztlich offenbaren würde, hatten wir uns auf's Äußerste zu hüten.

6.

PELLNER Da! Sehen Sie!

STEFAN DORSCH Was denn? Wo?

PELLNER Da! Da!

STEFAN DORSCH Wo denn? Wo?

PELLNER Da!

STEFAN DORSCH Wo?

PELLNER Jetzt ist es weg.

STEFAN DORSCH Was war es denn?

PELLNER Keine Ahnung.

Pause.

STEFAN DORSCH Ach, ich hätte es auch gern gesehen.

7.

In den Unterlagen, die man mir gegeben hatte, befand sich auch ein Foto. Es zeigte Deutinger in Capri-Hosen, einem beigen kurzärmeligen Hemd und in Flip-Flops auf einer Mauer aus unbehauenen Steinen in der Sonne sitzen. Dahinter glitzerte das Meer. Deutinger, mit leicht angegrauten Haaren, die Augen zusammengekniffen, betrachtete offenbar gerade einen Stadtplan oder sonst eine Broschüre. Er wirkte, wie er da saß, völlig durchschnittlich, völlig normal, ja, dieses Foto war ein stinknormales scheiß Urlaubsfoto, irgendwo in einem scheiß mittelmäßigen Urlaubsort aufgenommen, es zeigte einen durchschnittlichen Touristen im Alter zwischen vierzig und fünfzig, total langweilig.

Ich warf es in den Fluss.

8.

Geräusch des Motorboots, Urwaldgeräusche.

STEFAN DORSCH Wenn das Geräusch des Motors nicht hier wäre...

Der Motor verstummt.

...und nicht die Geräusche der Wildnis...

Urwaldgeräusche verstummen.

...dann wäre alles ganz still.

Stille.

9.

Ein ruckartiges Rascheln von Blättern, eine ganze Weile (fast als wäre es ein Musikstück). Dann Pause. Dann erneut ein ruckartiges Rascheln von Blättern, wieder eine ganze Weile. Dann wieder Pause. Dann kurz wieder das ruckartige Rascheln.

Dann Pellner, fast wie im Fieber:

Diese Wälder... diese unendlichen Wälder...

Erneut das Rascheln, noch ruckartiger als zuvor.

10.

Niemand vermag sich vorzustellen, was für eine Freude uns überkam, als wir plötzlich auf Zivilisation stießen: Von der Wildnis umwuchert lagen am Flussufer zwei Baracken vor uns, einige einfache Unterstände, Drahtzäune und ein Gestell, das möglicherweise einmal eine Hollywoodschaukel gewesen war, vielleicht aber auch nur eine normale Schaukel oder vielleicht auch ein Wäscheständer oder ein Carport oder das Gerippe eines Partyzeltes, ist ja eigentlich auch völlig egal, was dieses Gestell mal war, es wird in dieser Geschichte gar keine Rolle mehr spielen, also was soll's. Jedenfalls musste es sich bei der kleinen Station um die Mission handeln, die Lodetti erwähnt hatte.

Am Ufer versammelten sich immer mehr halbnackte Eingeborene, die uns mit ihrer traditionellen Musik freundlich begrüßten. *Ein völlig wahlloses Rumgetrommel auf allerhand Zeug wie Plastikeimern, Kochtöpfen, Pappkartons und Metallrohren ist zu hören, dazu ein völlig unkoordiniertes Gesänge, Dinge wie ‚Tatiütata‘, ‚Hallohallo‘, ‚Ruckediguh‘ und ‚Lalala‘ oder sonstwas.*

Erst als wir anlegten, sah ich, dass zwischen den Wilden ein bekleideter, älterer Herr stand. Er trat hervor (*Die Musik verstummt.*) und sagte:

REVEREND CARTER Ich bin Reverend Lyle Carter. Wer auch immer Sie sind, was auch immer Sie zu uns geführt hat – ein jeder ist bei uns willkommen!

Musik beginnt erneut und noch ein bisschen wilder. Im Folgenden wird sie nach und nach ausgeblendet:

Reverend Carter begann, uns durch die Mission zu führen. Er sagte:

REVEREND CARTER Dies ist ein Topf über einem Feuer. Wir erwärmen darin Gegenstände. Dann verzehren wir sie.

Dies ist ein Gebüsch, es ist hier gewachsen mit der Zeit.

Dies ist ein Haus aus Holz. Wir benutzen es, um darin zu wohnen und Dinge hinein zu tun.

Dies hier ist ein kleiner Hund, er schnuppert gerade herum.

Dies, zwischen den Gräsern, ist ein Schraubenzieher. Einer von uns hat ihn dort wohl vergessen.

Dies hier ist eine kleine grasbewachsene Mulde, wenn überhaupt.

Und sehen Sie dort: Dies ist ein Eimer mit schmutzigem Geschirr.

Sie sehen, wir führen ein einfaches Leben hier.

Ja, sagte ich, ja.

REVEREND CARTER Ich bin schon lange hier...

sagte er,

REVEREND CARTER Ich bin schon lange hier. Ich bin gekommen, um für diese wunderbaren Menschen da zu sein. Ich bin auch gekommen, um ihnen den Glauben zu bringen.

STEFAN DORSCH Hatten die Leute hier zuvor keinen Glauben?

REVEREND CARTER Naja doch. Diese Leute hier waren Moslems, als ich herkam. Die Frauen, müssen Sie wissen, die Frauen mussten Schleier tragen, sie waren ganz und gar verschleiert. Was ist das für eine Religion, die den Menschen vorschreibt, wie sie zu leben haben? Ich konnte das nicht verstehen. Für mich bedeutet Religion, auf die Menschen zuzugehen, ihnen Dinge zu ermöglichen. Aber eine Religion soll doch niemanden zu irgendetwas zwingen! Sehen Sie sich diese wunderbaren Geschöpfe an!

Er deutete auf eine Gruppe halbnackter Wilder, die in der Nähe um eine Feuerstelle saßen.

REVEREND CARTER Diese Mädchen wurden von ihrem Glauben gezwungen, ihre Beine zu verhüllen, diese herrlichen, schlanken Beine, ihre Haut zu verhüllen, ihre wunderbar braune, glatte, zarte Haut, ihre vollen Münder, alles mussten sie verhüllen, ihre kleinen runden Hintern, sehen Sie sich diese Mädchen doch an, nichts durften sie zeigen, ihre jungen, vollen Brüste, alles musste versteckt werden! Sicherlich: die eine oder andere hat mal einen dickeren Hintern, aber alles in allem sind das doch wunderschöne junge Frauen!

Was ist denn das für eine Religion, die jemanden zu so etwas zwingt! Die jemandem vorschreibt, wie er zu leben hat!

Pause.

Glauben Sie an Gott?

STEFAN DORSCH Nein, ehrlich gesagt nicht.